

Das Fenster im Hintergrund fliegt auf. Eine goldene, leuchtende Kugel schwebt herein. Alle verbinden sich die Augen, zeigen aufeinander und rufen:

Du, Du, Du!

Auf der goldenen Kugel aber wird das Wort sichtbar:

Niemand!¹⁸

Stärker kann das Anliegen und Versagen Picassos nicht zusammengefaßt werden: Das Suchen nach dem personalen Du, Goldgrund und darauf das erschütternde Niemand.

*

Wir haben uns bemüht, ausgehend von zwei Katastrophen- oder Schlachtbildern, in die Welt zweier moderner Künstler einzudringen. Der eine, Oskar Kokoschka, mehr in die Tradition eingebunden, gestaltet ein visionäres Erleben. Der andere, Pablo Picasso, weithin ohne Bindung, macht die Dialektik der Moderne sichtbar, ihren Widerspruch. Beide aber zeigen mit großer Intensität, daß sich der Umbruch und die große Katastrophe des heutigen Menschen in den Tiefen seiner Seele vollzieht.

Die Krise des Trecento

Von G. FRIEDRICH KLENK S.J.

„Die italienische Kultur des 14. Jahrhunderts hat, wenn sie auch zum großen Teil mittelalterlichen Charakter zeigt, ihrem Inhalt und ihren Schöpfern nach ein ausgesprochen weltliches Gepräge; mit Recht kann man sie als die erste große weltliche Kultur seit dem Ende der Antike bezeichnen. Sowohl von diesem Gesichtspunkte aus, als auch wegen der Erneuerung ihrer klassischen Kultur besonders durch Petrarca, ist das italienische Trecento der Verlängerer der Renaissance.“ So Luigi Salvatorelli in seiner Geschichte Italiens.¹ Er übertreibt die Weltlichkeit des 14. Jahrhunderts, aber daß wesentliche Kulturkräfte aus dem mittelalterlichen Gottesstaat zur „Welt“ hin unterwegs waren, läßt sich kaum bestreiten. „In der Geschichte der Menschheit gibt es nächst der Epoche, in welcher sich die Umwandlung der antiken heidnischen Welt in eine christliche vollzog, kaum eine denkwürdigere Periode als diejenige des Übergangs vom Mittelalter zur neueren Zeit.“² Das 14. Jahrhundert war Übergang, von Gegensätzen erfüllt, wie ja auch die ganze Renaissance Zeit der Gärungen, der Spannungen und des Widerspiels verschiedener Strömungen war. Nicht nur stand ein Neues dem Alten gegenüber, auch das Neue selbst war zwiespältig. „Einer der mächtigsten Faktoren“ jener Zeit „war jene großartige Vertiefung und Erweiterung des Studiums der Antike ...“ Gerade auch in dieser Hinwendung zu den Schätzen

¹⁸ *Pablo Picasso*, a.a.O. S. 97/98.

¹ Berlin 1942, Junker und Dünnhaupt. S. 303.

² *Pastor*, Geschichte der Päpste, I. Bd. 3. u. 4. Aufl., S. 3.

der lateinisch-hellenischen Vorzeit offenbart sich eine gegensätzliche Haltung der Geister. Zwei Strömungen ringen miteinander. Sie werden leiblich sichtbar in den beiden genialen Männern, welche die Renaissanceliteratur eigentlich erst begründet haben, in Petrarca und Boccaccio.

Petrarca war vom klassischen Altertum hingerissen, aber seine Begeisterung dafür ging nicht so weit, „daß er darüber die Erhabenheit der christlichen Geheimnisse vergessen hätte“.³ Sein Leben freilich war nicht so kompromißlos christlich. In ihm wühlt der Sturm der neuen Zeit in sinnlichen Leidenschaften, deren er nicht immer Herr geworden ist.

Boccaccio ist Zeitgenosse Petrarcas. Auch er liebt die Antike. Auch er hat seine Sprache am Vorbild der Alten geformt und der Volkssprache seiner Zeit das feine Stilgefühl der lateinischen Meister eingehaucht und so mitgeholfen, dem Italienischen einen literarischen Rang zu verschaffen. Er ist Meister der Form und der Charakterzeichnung. Aber er erliegt nicht nur als Mensch, sondern auch als Schriftsteller dem Heidentum, und zwar dem Heidentum in seiner dunkelsten Seite, einer hemmungslosen Sittenverderbnis. „Und doch war auch Boccaccio kein Ungläubiger, kein Feind der Kirche. Seine frevelhaften Reden über geistliche Personen sind durchaus nicht der Ausfluß einer prinzipiell kirchenfeindlichen Gesinnung; keiner seiner Zeitgenossen hat sie so aufgefaßt.“⁴ Trotzdem schufen er und verwandte Geister eine Atmosphäre, die einer Abkühlung im kirchlichen Denken Vor Schub leistete.

Die Zeit war anfällig geworden für unchristliches Denken. Der das Abendland einst überdachende gewaltige geistige und politische Kuppelbau des Hochmittelalters versank mählich hinter den Wolken des Horizonts. Man war inzwischen weitergewandert, der alte Raum war einerseits zu eng geworden und anderseits zu weit. Zu eng, weil die Blicke der Europäer in neuentdeckte Weiten vorstießen — zeitlich und räumlich. Zeitlich dadurch, daß vorchristliche Geschichtsepochen sich aus Trümmern und Gräbern hoben. Räumlich durch den erwachenden Handels- und Geschäftsgeist, der mehr als früher zur Fahrt in ferne Länder trieb und sich fremden Kultureinflüssen willig öffnete. Zu weit, weil man den Schwung des universalen mittelalterlichen Geistes nicht mehr verstand. Man wollte sich im überschaubaren Bezirk der Stadtrepublik, des National- oder Partikularstaates häuslich einrichten und sich an greifbaren Gütern dieser Erde erlaben. Noch leugnete man den Himmel nicht; aber die irdischen Dinge erlangten einen ganz neuen, zuvor nie geahnten Wert. Die großartigen Entwürfe im Reiche der Metaphysik, die auf gedankliche Meisterung des Seins in allen seinen Erscheinungen ausgegangen waren, wurden allmählich durch die Erforschung der Teilbezirke des Seienden ersetzt. Die konzeptualistische und nominalistische Philosophie hatte dafür bereits die Wege bereitet. Man war positivistischer geworden als frühere Geschlechter und nicht mehr geneigt, für eine Taube auf dem Dach den Sperling aus der Hand zu geben.

³ ebd.

⁴ a. a. O. S. 6/7.

Aber wohl zu bemerken ist, daß diese Entwicklungsrichtung keineswegs immer bewußt war und nur selten reinlich geschieden auftrat. Trotzdem erkennt das geübte Auge des Geschichtsforschers ihre Spuren im breiten Strom der konkreten Ereignisse. Das 14. Jahrhundert trägt Altes und Neues in seinem Schoß. Die verschiedensten Kräfte wirken nebeneinander. Aber gerade das verursachte Unruhe im Menschen, und oft erscheint er in dieser Epoche der Vor-Renaissance oder vielleicht besser der Frühdämmerung vor dem Ausbruch der neuen Zeit wie fieberkrank. „Die bedenklichen Bestandteile, die die antike Literatur ohne Zweifel enthält, wurden einem geistig und sinnlich ganz überreizten und vielfach kranken Geschlechte dargeboten. Zudem ging der Rückschlag gegen die spätmittelalterliche Vernachlässigung der Form bald so weit, daß mit der Verwerfung dieser Form auch der Inhalt, vor allem die peripatetische Scholastik, die mit dem Dogma in eine innige Verbindung getreten war, der Verachtung anheimfiel. Kein Wunder, daß ein Teil der Vertreter der neuen Richtung auf gefährliche Abwege geriet.“⁵ Sie begründeten die heidnische im Gegensatz zur christlichen Renaissance.

Den Vertretern der alten, hierarchisch-universalistischen Ordnung gegenüber wurde der Mensch zurückhaltend, skeptisch oder gar ablehnend. Den Sieg über die „weltliche“ Form der Theokratie, das Kaisertum, hatte der Papst zwar errungen, aber es hatten dabei auch die neuzeitlichen revolutionären, d. h. partikularistischen Kräfte unter den Völkern mitgewirkt. So kam es, daß der Aufstand gegen das Alte in der Gestalt des kaiserlichen Imperiums binnen kurzem auch die geistliche Form der Gottesherrschaft anfeindete.

Die Norm des politischen Handelns auch der Kirche und dem Papst gegenüber wandelte sich. Auch im Mittelalter ist Unrecht, viel Unrecht geschehen. Aber es geschah dann „mit schlechtem Gewissen“. Nunmehr erscheint aber das politische Handeln „immer mehr als etwas, das seine Normen nur in sich selbst trägt. Was es — nicht bloß praktisch, sondern auch grundsätzlich — bestimmt, sind allein die Zwecke des Machterwerbs, der Machtbehauptung und -verwaltung.“⁶ Das Unrecht wird zu einer staatspolitischen Pflicht. Dumpf gärend in den Köpfen des 14. Jahrhunderts drängen derlei Auffassungen dann anderthalb Jahrhundert später bei Nicolo Macchiavelli in glasklarer Eindeutigkeit ans Licht. „Die natürliche Vitalität der Völker und ihr Bewußtsein eigener Art und Aufgabe setzen sich gegen die alten Gesamtordnungen durch, und die neue politische Denkweise ist ebenso viel Mittel wie Ergebnis dieses Vorganges.“⁷

Oft wird die Geschichte des mittel- und oberitalienischen Raumes im 13. und 14. Jahrhundert so dargestellt, als ob nach dem Sturz der Kaisermacht eine allgemeine Blüte der freien Stadtstaaten eingesetzt habe. Dies ist indes nur bis zu einem gewissen Grade der Fall gewesen. Das Fehlen einer

⁵ *Pastor*, a. a. O., 14.

⁶ *Romano Guardini*, *Das Ende der Neuzeit*, Basel 1950, S. 43/44.

⁷ a. a. O., 44. Vgl. *Heinrich Scharp*, *Abschied von Europa?* Frankfurt a. M. 1953 (Josef Knecht) S. 81 ff.

kräftigen Zentralgewalt begünstigte das Fehdewesen nicht nur in Deutschland, sondern auch im italienischen Reichsteil. Schon Dante hat sehnsüchtig nach der Ordnungsmacht eines abendländischen Reiches gerufen. Im 14. Jahrhundert artete die Freiheit der Kleinstaaten und Stadtrepubliken oft zu einem Kriege aller gegen alle aus. Italien war zur Zeit Katharinas von Siena ein Brandherd der Zwietracht, überall machten sich die Feinde der bestehenden politischen und moralischen Ordnung breit: Guelfen und Ghibellinen zerfleischten sich in endlosen, bitteren, von Verbrechen verdüsterten Kämpfen. Hie Wolf — hie Waiblingen! Das waren Schlachtrufe aus vergangenen Jahrhunderten, die jetzt ihren ursprünglichen Sinn eingebüßt hatten, und oft nur noch Maske für die Raublust und Gier der Mächtigen und die Haltlosigkeit des Volkes bedeuteten. Es fehlte auch der kräftige Atem eines zu starker Flamme entfachten religiösen Glaubens.⁸

Sogar Piero Chiminelli, der annimmt, daß die mittelalterliche Einheitswelt zur Zeit Katharinas von Siena noch weiter bestanden habe,⁹ muß schließlich zugeben, daß das Jahrhundert der Sieneser Heiligen ein Zeitalter des Übergangs und der fortschreitenden Entchristlichung gewesen ist.¹⁰ Es war ein Jahrhundert der Wandlung vom Mittelalter zur Renaissance, und sein Geist drückt sich aus in Wollust, Stolz und Habsucht.¹¹

Es ist ohne weiteres zu erwarten, daß in einer derart von neuen Ideen gärenden Zeit, von neuen allgemein-kulturellen, philosophischen, sozialen und politischen Grundsätzen bewegten Welt, die überkommene christliche Religion, die Kirche und das Papsttum vor einer weitgehend veränderten geschichtlichen Aufgabe standen — und vor neuen, ungeahnten Schwierigkeiten. Die Problematik erhöht sich noch, wenn wir bedenken, daß das Wesen der Kirche und der Kern ihrer Sendung wohl über den Staub der Zeit erhaben sind, aber die konkreten geschichtlichen Träger der kirchlichen Amtsgewalten ebenso wie die Masse der Gläubigen unter dem Gesetz der geschichtlichen Situationen stehen, d. h. eben Kinder ihrer Zeit sind.

Um etwa die Flucht der Päpste nach Avignon zu verstehen, genügt es nicht, die Reihe französischer Übergriffe gegen das Papsttum von Bonifaz VIII. bis zu Urban VI. und dem Schisma aufzuzählen. Die Ursachen liegen tiefer. Sie liegen im Zusammenbruch der mittelalterlichen Welt, der die französische Vormachtpolitik erst ermöglicht hat. Frankreich beeilte sich, die Konkursmasse des abendländischen Reiches an sich zu bringen. Es sammelte das Erbe des „theokratischen Papsttums und des Heiligen Deutschen Reiches, die sich in einem jahrhundertelangen gnadenlosen Kampf erschöpft hatten“.¹² Dieser Kampf selbst hatte auf die Gläubigkeit der Zeitgenossen zerstörend gewirkt und den Zeitgeist der anhebenden Verweltlichung gefördert. Eins griff ins andere. Frankreich drängte der Kirche sei-

⁸ Giovanni Bitelli, *La santa degli Italiani*, Torino-Milano etc. 1938, G. B. Paravia, S. 112.

⁹ S. Caterina da Siena, Roma 1941, Sales. S. 306.

¹⁰ a. a. O. S. 541.

¹¹ a. a. O. S. 2.

¹² Noël M. Denis-Boulet, *La carrière politique de Sainte Catherine de Sienne*, Paris 1939, Desclée, de Brouwer. S. 46; vgl. dazu *Pastor* a. a. O. S. 68; *Scharp* a. a. O. S. 83, 111.

nen Schutz auf, und die vor der überall in Italien zunehmenden Gesetzlosigkeit erschreckten Päpste zogen sich schließlich nur zu willig in den beruhigenden Schatten der französischen Krone zurück. Damit wurde aber das Unheil nicht gebannt; mochten die Mitglieder der Kurie zu Avignon ruhiger leben als in Rom, die Kirche war nun schutzloser als je den Stürmen ausgesetzt.

Dem Papsttum entstanden aus den Reihen des Klerus selbst nicht nur heftige Kritiker, sondern auch Gegner seiner zeitlichen Herrschaft. Bereits im Ringen mit den Staufern hatte es kaiserliche Krontheologen gegeben, die den obersten Hirten der Kirche so ziemlich auf sein geistliches Amt beschränken wollten; jetzt in der Übergangszeit des 14. Jahrhunderts, wo sich die alten politischen und sozialen Ordnungen lösten und die sittlichen und religiösen in größter Gefahr waren, — in dieser Zeit des „Untergangs“ flüchteten sich manche gerade der frommen Seelen in einen verstiegenen Spiritualismus. Sie träumten von einer dem Weltlichen entrückten Kirche, vom einfachen Christentum der Wüstenväter, frei von den Fesseln sowohl der politischen Gesellschaft als auch derjenigen der kirchlichen Hierarchie. Ein Beispiel bieten die sogenannten Fraticellen, die von den avignonesischen Päpsten verfolgt wurden. Die Lehre von einem auf die geistlichen Befugnisse beschränkten Papsttum wird dann später in der politisch-militärischen Verschwörung gegen den Papst, die vor allem von Florenz ausging, eine Rolle spielen.

Man hat dem Hofe zu Avignon viel Ubles nachgesagt, ihn einen babylonischen Lasterpfuhl usw. genannt. Nun war das Leben im päpstlichen Avignon sicher in mancher Hinsicht alles andere als aszetisch. Die Stadt verlockte. „Beherrscht von zinnengekrönten Mauerwerken, Festungen, Palästen und Heiligtümern, die den Namen des päpstlichen Schlosses tragen, die Stadt der Wissenschaft und der Feste, das Stelldichein der großen Herren, der Studierenden, der Prälaten . . .“¹³. „Durch die Straßen, wo, geschützt durch ausgespannte Sonnensegel, Handelswaren jeder Art zur Schau gestellt waren, schob sich eine bewegte, seltsame Menge, die man anderswo nicht zu sehen bekommen hätte. — In prächtiger Gesellschaft ritten sie einher: Damen, Ritter und Kardinäle insgemein, Purpur, Seide und blitzende Waffen, Falken auf der Faust, Pagen und Komödianten rings herum. Schwärme leichtsinniger Studenten, Reihen von Pilgern in Kutte und Stab, Mönche jeder Art und Farbe, gelehrte Doktoren in Toga, die unterwegs über Streitfragen der Schule stritten, Kleriker aus allen Teilen der Christenheit, die sich hier um Dispensen und Pfründen bewarben, Sterndeuter, Dichter, Wucherer, freche Söldner . . .“, so beschreibt ein Historiker das Leben der Papststadt an der Rhone.¹⁴ Wie wir sagten, in ihrem äußeren Gehaben nicht gerade ein Muster und Vorbild strengen Lebens, aber sicher nicht schlimmer als etwa das Rom der Renaissance. Und die Päpste selber waren, wenn auch

¹³ Jacques Leclercq, Die Mystikerin des Apostolates St. Katharina von Siena, Vechta 1929, S. 43.

¹⁴ Hier zitiert nach Giovanni Bitelli, a.a.O. S. 226; vgl. S. 239.

keine Heiligen, so doch für ihre Zeit meist ehrenwerte und gelehrte Männer, die glaubten, das Rechte zu wollen.

In der ganzen Auseinandersetzung über Avignon muß man sich vor Augen halten, daß das Problem für Frankreich ganz andere Aspekte hatte als für Rom und Italien oder für die gesamte Christenheit. Avignon bedeutete für den päpstlichen Hof eine freundliche Insel im Sturm der Zeit, wo man mit Muße der aufblühenden Kultur der Provence pflegen und die festliche Seite des Daseins kosten konnte. Für Frankreich war es eine Ehre ohnegleichen und eine Stärkung auch des politischen Ansehens.

Italien dagegen hatte mit dem Papst den eigentlichen Mittelpunkt verloren. Und das ist nicht nur moralisch und kulturell zu verstehen, sondern in geringerem Maße auch politisch. Die Leere, die Rom bedrückte, wirkte auf den Kirchenstaat auflösend und zerstörte die Möglichkeit eines neuen Gleichgewichtes im politischen Spiel der italienischen Kleinstaaten und Stadtrepubliken. Das Kraftzentrum eines Spannungsfeldes war herausgebrochen und nun war es unmöglich, die wirbelnden Irrsterne in eine neue Ordnung zu fügen. Gerade die besten Italiener haben die Zusammenhänge wohl erkannt und gegen die Päpste zu Avignon bittere Klage geführt. Daß diese durch eben die italienischen Wirren aus Rom vertrieben worden waren, wurde dabei oft vergessen. Es war ein *circulus vitiosus*. Dante hatte schon klagend seine Stimme erhoben und Petrarca ruft Innozenz VI. zu: „Während du dich am Ufer der Rhone auf vergoldetem Tafelwerk ausruhst, fällt der Lateran in Trümmer. Wann also wirst du zurückkommen? Ziehst du es vor, dich am Tage des Gerichtes im Kreise der großen Sünder von Avignon zu befinden oder einen Platz unter Peter, Paul und Cölestin einzunehmen?“¹⁵

Nicht alle wünschten, daß der Papst heimkehre. Mancher machtgierige Staatsmann und kleine Potentat in Italien gedachte im Trüben zu fischen und hoffte, durch Unruhe, Umwälzung, Aufruhr und Krieg Gewinne zu erzielen und Vorteile einzuheimsen. Die französischen Statthalter, Legaten und Sachwalter des Papstes im Kirchenstaat waren als Ausländer unbeliebt. Überdies gaben sie durch manche Härten und Ungeschicklichkeiten dem Umsturzgedanken immer neue Nahrung. Doch auch hier gilt, daß die einheimischen Tyrannen und Parteihäupter oft viel schlimmer waren. Aber ihnen sah man vieles nach, den Fremden nicht.

In der Gesamtschau der katholischen Weltkirche lag das Übel aber viel tiefer. Nicht, daß in Avignon die Mehrheit der Kardinäle französisch war oder die avignonesischen Päpste eine Vorliebe für die Belange ihrer Nation, also Frankreichs, zeigten, war so schlimm — das alles findet sich mit italienischen Vorzeichen auch in der Geschichte der zu Rom residierenden Päpste. Auch die Lebensführung des päpstlichen Hofes ist nicht einfach durch die Verlegung an den Tiber anders geworden. Nein — es ging um mehr, um die Freiheit, den überlieferten römischen Charakter und die weltweite Allge-

¹⁵ *Renée Zeller*, *Sainte Catherine de Sienne*, 1931, B. Flammarion, S. 86. Unter Cölestin ist der heilige Papst Cölestin V. gemeint.

meinheit der Kirche. Keines der drei Merkmale war in Avignon theoretisch und grundsätzlich verneint worden, aber hier ging es um ihr praktisches Wirksamwerden gegenüber den Aufgaben des Jahrhunderts. Im Bannkreis der Krone von Frankreich war die Kirche in Gefahr, gelähmt zu werden. In ganz Europa züngelte die nationalistische Flamme am alten Einheitsdom der abendländischen Christenheit empor und drohte ihn zu verbrennen: in Frankreich flackerte ihr Feuer heftiger als anderswo, und das französische Königtum spann große Pläne.¹⁶ Die Kirchenpolitik Avignons sollte der französischen Staatspolitik weitgehend angeglichen werden. Ähnliche Versuche, die geistliche Gewalt für die weltliche auszunutzen, hatten ja schon früher die Kaiser unternommen, aber man beachte den Unterschied: im Ringen zwischen Kaiser und Papst ging es um den Vorrang der beiden Pole des universalen Gottesstaates auf Erden — nunmehr ging es darum, ob das partikulare Nationalreich, die stärkste Regionalmonarchie Europas, das übernationale Papsttum zu seinem Anhängsel machen würde oder nicht.¹⁷

Dies ist der berechtigte Sinn des Satzes vom „Exil zu Avignon“ und der „babylonischen Gefangenschaft der Kirche“. In der damit bezeichneten Situation drückt sich die Krise des Abendlandes zwischen Mittelalter und Neuzeit am schärfsten aus. Es war eine Krise der gesamten Kultur, eine seelisch-geistige Krise Europas zwischen Jugend und Mannesalter, eine Pubertätskrise der Völker, eine soziale und wirtschaftliche, zu allertiefst aber eine Glaubenskrise. Es bahnte sich eine große Scheidung an: zwischen Welt und Kirche, geistlichen und irdischen Belangen. Man mochte diesen Vorgang begrüßen oder bedauern — er war für alle Beteiligten schmerzlich und wie ein Fieber.¹⁸

Seit den Tagen des frühen Christentums war man innerhalb des hellenistisch-römischen Reiches einen geistigen Weg gegangen, der die Welt entmächtigt, d. h. als in sich ruhenden Kosmos entthront und zum Fußschemel des alle Zeit übersteigenden allmächtigen Gottes gemacht hatte. Besonders das Mittelalter hatte der unsichtbaren Hierarchie des Himmlischen eine sichtbare, aber doch durchaus göttliche Hierarchie auf Erden beigelegt. Die

¹⁶ Vgl. *Scharp*, a. a. O. S. 126.

¹⁷ Vgl. *Piero Chiminelli*, a. a. O. S. 123, und *Hermann Tüchle*, *Kirchengeschichte Schwabens*, Stuttgart 1954: „Das 14. Jahrhundert, das große Zeitalter der Mystik, sah den scheinbaren Zusammenbruch von Kirche und Reich. Klemens V. hatte seine Residenz an der Rhône aufgeschlagen. Rom wurde zur trauernden Witwe. Mit der Tradition eines Jahrtausends war gebrochen. Das Papsttum hatte sich freiwillig der Macht Frankreichs ausgeliefert. Die schmähliche Aufhebung des Templerordens war eine Offenbarung der päpstlichen Ohnmacht. Schon klagten ernste Christen über die Verbannung der Kirche, in die die eigenen Hirten freiwillig gezogen waren“ (S. 120).

¹⁸ *Tüchle*, a. a. O. S. 121/22: „Man verlor das Bewußtsein von der Zugehörigkeit zu den großen Gemeinschaften des Reiches und der Kirche. Die Autoritäten hatten ihr Ansehen eingebüßt. Jeder war auf sich selbst gestellt. So begann das Zeitalter des Individualismus. Im einfachen Volk gärte es. Es brauchte nur einen geringen Anlaß, und die Söldnerbanden zogen raubend und brennend durch das Land. Erdbeben erschreckten das Volk, Überschwemmungen und Seuchen peitschten die Menschen auf. Die Pest entvölkerte Städte und Dörfer, hetzte die Geißlerscharen und führte mehr und mehr zu grausiger Wahnsinnstat und geheimem Sektierertum, während die hohen gotischen Dome, die sich überall in den Städten erhoben, von der ewigen Sehnsucht des Menschen nach Gott Zeugnis ablegten.“

irdischen Dinge verloren ihren Eigenwert nicht, aber er wurde gemessen an der Stärke des Lichtstrahles, der von oben geschenkt auf ihm ruhte. — Nunmehr schien die Welt ihr naturhaftes Eigengewicht zurückzugewinnen, sie war nicht mehr nur Saum des Seins, sondern die greifbare, sinnlich faßbare, die Menschen zunächst angehende, wenn auch nicht die einzige Wirklichkeit. Und die andere, die religiös-übernatürliche Wirklichkeit wurde mählich davon abgehoben und als ein getrennter Bezirk daneben gestellt. So zeichnet das 14. Jahrhundert noch schemenhaft, aber doch nicht zu übersehen jene Linien ab, die in Renaissance, Humanismus und Reformation als immer stärker anschwellende Ströme der Säkularisierung und der Trennung große Geschichte machen. Das Hochmittelalter hatte die Dinge als Seiende im Raum des Seins geschaut, d. h. es war in seiner Sicht auf die Welt metaphysisch und religiös eingestellt, nunmehr begann man sich mit den Dingen als einer Fülle von Erscheinungen abzugeben. Nicht mehr nach dem Wesen, sondern nach ihrer Wirkweise und ihrem Lebenswert wurde erstlinig gefragt.

Die Sprengung der mittelalterlichen Synthese löste positive und negative Kräfte aus. Natur und Übernatur wurden stärker voneinander abgehoben. Dies führte dazu, daß viele echt religiösen Strömungen sich stärker als bisher nach innen wandten —, daß die Kleriker sich stärker um den Eigenbereich der Kirche, und die Laien mehr um Weltbetreuung kümmerten. Dies war in sich zu begrüßen. Indes führte die Dynamik der Neuzeit später weit darüber hinaus. Der Eigenbereich des Weltlichen wuchs sich zur Autonomie aus, in der fraglich wurde, ob der Gott, den die Priester verkündigten, auch Herr der säkularen Geschichte sei. Es kam so weit, daß man der Kirche das Recht bestritt, Hüterin von Sitte und Moral zu sein und für alle Lebensbereiche — auch den politischen — verpflichtende Erklärungen und Umschreibungen des ethischen Gesetzes zu geben. Die letzten Auswirkungen davon sind erst uns Heutigen ganz sichtbar geworden. Sie kristallisierten sich im Gott-Staat, der Herr ist auch über die Gewissen und selbst bestimmt, was gut und böse ist.

Auf der andern Seite hat der Rückzug der kirchlichen Kreise auf das Christlich-Wesentliche im Laufe der Zeit da und dort in einer Art Ghetto geendet, in der Verschanzung gegenüber der bösen Welt.

Die anhebende anthropologische Sicht auf den Menschen und seine Welt (anstatt der ontologischen und theologischen) führte im Reich der Kultur und Zivilisation zu erstaunlichen Ergebnissen. Man begreift sie nur, wenn man sich die geistige Wende vergegenwärtigt, die vom metaphysischen Wesen der Dinge weg zur bestrickenden Fülle der Erscheinungen führt. Wo man immer weniger Wert darauf legte, die erfahrungsmäßigen Gegebenheiten in eine vorgegebene Seins- und Wertordnung einzureihen, mußte der Mensch ganz von selbst zum Mittelpunkt der Dinge werden. Um ihn gruppierten sich die Gestalten der sinnhaften Welt. In der Renaissance brach die Freude an der Schönheit der sinnlichen Formen urgewaltig aus, und zugleich wuchs die Begier, diese Welt des Schönen zu besitzen und, wo sie

fehlte, zu schaffen. Ein ungestümer Kulturwille warf sich auf die Schöpfung. Er war verbunden mit einem wirtschaftlichen Herrschafts- und Besitzwillen, der dem Stoffe die Gesetze des Menschengesistes aufzwingen wollte. Humanismus und Naturwissenschaften wuchsen mächtig in den Rang einer weltimmanenten Religion hinein, einer welthaften Frömmigkeit, die sich ihre eigene Aszese und ihren Tugendkodex schuf, aber in bezug auf die Offenbarung entweder subjektivistisch-liberal oder skeptisch ablehnend eingestellt war. Auch hier haben wir die Doppelwirkung: zunächst einen gewaltigen Aufbruch, der den Menschengesist in Weltweisheit und Wissenschaft, Technik und Kunst entfaltete — dann aber die Grenzüberschreitung ins Bodenlose. Die meisten Philosophen der Neuzeit von Descartes bis Jaspers gehen vom Menschen aus, aber selten gelingt es, den ganzen Kosmos des Seins und damit den Menschen selbst zu sichern. Der Mensch ist im Bannkreis des Nur-Menschlichen heimatlos geworden.

Und der Herrschaftsanspruch des Menschen, der sich mit Hilfe der Naturwissenschaften in der Technik sein Machtwerkzeug geschaffen hat, muß heute mit seiner Selbstvernichtung rechnen. Wir sind in der Welterschließung in Tiefen hinabgestoßen, die Vulkane bergen. Wir zittern heute vor dem Ausbruch der von uns entdeckten Atomvulkane. Es haben sich da Grenzen gezeigt, die niemand vorausahnte. Die Kleinwelt der Atome birgt einerseits unheimliche Kräfte und gibt uns andererseits stets neue Rätsel über ihre Physis auf. Die Dynamik der Neuzeit läuft sich aus. Der Mensch tastet nach neuen Wegen. Wird er begreifen, daß es einen Ausweg nur gibt, wenn er wieder neu verankert wird in einer Welt, die über dem sinnhaft Greif- und Zählbaren liegt?

Die Welt als Raum der Begegnung mit Gott

Von OTTO SEMMELROTH S. J.

Mancher religiöse Mensch übt seinen weltlichen Beruf nur mit einem gewissen inneren Zwiespalt aus. Er hat ihn ergriffen nur um eine Existenzgrundlage zu haben. Aber für die wirkliche Aufgabe Gott gegenüber empfindet er diesen Beruf als störende Beeinträchtigung. Er kommt sich vor wie ein Mensch, der ein Doppelleben führt. Und das tut man nur mit schlechtem Gewissen.

Hier ist eine Klärung der christlichen Weltsicht vonnöten. Vor allen Einzelaussagen zum christlichen Weltbild muß an die Theologie die Frage nach dem grundlegenden Programm gerichtet werden, unter dem Gott die Welt als Verfügungsbereich des Menschen geschaffen hat. Denn alle anderen Untersuchungen können nur die Auseinanderfaltung dieser grundlegenden Sinnbedeutung sein. Wir werden dabei nicht die Augen verschließen dürfen vor der Zwiespältigkeit, in der wir katholische Menschen anscheinend angesichts der Welt leben: Daran wollen wir uns im ersten Teil erinnern. Diese Zwie-